

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

**Band:** 120 (2024)

**Heft:** 1

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus des livres

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Buchbesprechungen / Comptes rendus des livres

**Amlinger, Carolin und Oliver Nachtwey:**  
**Gekränte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus.** Berlin: Suhrkamp, 2022,  
478 S.

Als Anfang der 2000er-Jahre der Widerstand gegen das Megabauprojekt «Stuttgart 21» eskalierte und sich Zehntausende für öffentliche Protestkundgebungen mobilisierten liessen, freuten sich Umweltschützer\*innen, Vertreter\*innen (alternativer) Verkehrsinitiativen, Teile der Sozialdemokratie, Exponent\*innen der Linkspartei und der Grünen sowie etliche Kommentator\*innen linksliberaler Blätter. Schliesslich hatten sich in Zeiten um sich greifender Politikverdrossenheit erhebliche Teile der Bevölkerung politisiert und gingen – über Klassen- und Milieugrenzen hinweg vereint – auf die Strasse, um zu verhindern, dass der im Ersten Weltkrieg errichtete oberirdische Kopfbahnhof zu einem unterirdischen Durchgangsbahnhof umgebaut und das freiwerdende Gleisfeld der Immobilienentwicklung gewidmet werden sollte. Es ging gegen die CDU-geführte Landesregierung, gegen den CSU-Verkehrsminister, gegen den Vorstand der Deutschen Bahn AG, gegen die damalige Stuttgarter Stadtspitze, gegen die Arroganz der Macht in Politik und Bahnmanagement und gegen die Immobilienwirtschaft, die nach den in bester Citylage freiwerdenden Bahnliegenschaften gierte. Es ging um die Frage nach der Zukunftsfähigkeit des

Bahnhofs und seiner Kapazitäten. Es ging um das Stadtbild, um 238 alte Bäume und um den Schutz von Mineralquellen.

Deutschlandweit wurde den Anliegen der Protestierenden viel Sympathie entgegengebracht – vor allem, nachdem die Bilder der bei der polizeilichen Räumung des Stuttgarter Schlossgartens vom 30. September 2010 («Schwarzer Donnerstag») verletzten Personen um die Welt gegangen waren. Im Dezember gleichen Jahres erklärte die Gesellschaft für deutsche Sprache den Begriff «Wutbürger» zum Wort des Jahres. Der Terminus, so hiess es, hätte die Empörung in der Bevölkerung darüber zum Ausdruck gebracht, dass politische Entscheidungen über ihren Kopf hinweg getroffen würden ...

Was in Stuttgart passierte, geschah auf nicht verwandte Weise kurz zuvor oder im gleichen Zeitraum auch andernorts: Bürger\*innen politisierten sich, ein geteiltes Ziel verfolgend – laut, widerspenstig, unberechenbar. Mit Blick auf das Weltsozialforum, Occupy Wallstreet, die italienische Fünf-Sterne-Bewegung und mexikanische Zapatistas begrüsste der australische Politikwissenschaftler Simon Tormey 2015 eine neue «Politik im Do-it-yourself-Verfahren»,<sup>1</sup> welche Druck auf herkömmliche politische Eliten ausübe, die repräsentative Politik herausfordere und deren Wandel bedinge.

1 Tormey, Simon: Vom Ende der repräsentativen Politik. Hamburg 2015, S. 121.

13 Jahre nach dem «schwarzen Donnerstag» von Stuttgart und acht Jahre nach Tormeys Buch ist klar: Do-it-yourself-Politik wird nach wie vor betrieben, vermutlich noch mehr als vor einem Jahrzehnt («Fridays for Future», «Letzte Generation»...). Der Begriff «Wutbürger\*in» wird dagegen zwischenzeitlich in einer anderen Tonlage ausgesprochen. Denn inzwischen ist deutlich geworden, dass die Zielsetzungen wütender Bürger\*innen, die sich in eigen-sinniger Hauruckpolitik üben, im Erhalt alter Bäume, in alternativer Verkehrs- und Stadtplanung, gerechterer Wohlstandsverteilung und menschenfreundlicherer Globalisierung bestehen können – aber nicht müssen: So haben etwa die «Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes» («PEGIDA») gezeigt, welche Gestalt Wut und eruptiv-hemdsärmeliger Aktionismus auch annehmen können – vom versuchten Sturm auf den Deutschen Bundestag im August 2020 und dem vollzogenen Sturm auf das Kapitol in Washington DC am Dreikönigstag 2021 nicht zu reden ...

In das Spektrum beunruhigender Wutbürger\*innen lassen sich auch die im Sommer 2020 erstmals aufgetretenen Akteur\*innen der «Querdenken»-Proteste einordnen – nur: Anders als bei fremdenfeindlichen Abendlandsverteidiger\*innen und hemdsärmelig agierenden Trump-Anhänger\*innen wird hier die Gemengelage unübersichtlich: Schließlich betreffen uns Impfskepsis und Misstrauen gegen staatlich verordnete Einschränkung von Freiheitsrechten unmittelbar selbst: Nicht weil wir für Verschwörungstheorien besonders anfällig wären, vielleicht aber, weil wir selbst bei Erkältungen lieber «etwas Pflanzliches» einnehmen oder weil wir uns selbst gelegentlich über die Folgen von Isolation und behelfsmässiger Onlinebeschulung von Kindern und Jugendlichen während der Lockdowns Gedanken gemacht haben. Ganz sicher aber deshalb, weil wir im Kreis

unserer Freund\*innen und Bekannten hier und da Impfskeptiker\*innen oder Corona-Zweifler\*innen erkannt haben.

Genau an diesem Aspekt, also an ihrer (und unserer) mindestens mittelbaren Betroffenheit, hängen die Literaturosoziologin Carolin Amlinger und der Sozialstrukturanalytiker Oliver Nachtwey – beide an der Universität Basel tätig – ihre wesentlich vom empirischen Blick auf das «Querdenker\*innen»-Milieu gekennzeichnete Studie auf: «Die alte Schulfreundin, der Kollege, das Familienmitglied, die neuerdings davon raunen, dass sie ihre Freiheit bedroht sehen – die meisten von uns können wohl von solchen Begegnungen berichten». Oft, so heisst es weiter, handle es sich bei diesen Menschen um Personen, die sich selbst für aufgeklärt und liberal hielten und durchaus gebildet seien (S. 9) –, aber: Sie fühlten sich eingeengt durch Regeln, Vorschriften, Verbote und «als Opfer eines sinistren Establishments, in dem Liberale und Linke, Wissenschaft und globale Unternehmen einen Totalitarismus ungekannten Ausmaßes vorbereitet» (S. 10). Im Fokus stehen somit keine bildungsfernen Bevölkerungsgruppen und keine im engeren Sinne prekären Milieus wie sie Bernd Jürgen Warneken primär im Sinn hatte, als er das «europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten» aufzeigte.<sup>2</sup> Und die Menschen, denen Amlinger und Nachtwey in der Phase ihrer empirischen Erhebungen begegnet sind, haben auch eine sympathische Seite: Als freundliche und herzliche Menschen seien sie dem Autor\*innenduo entgegengetreten – «[a]llerding wirkten

2 Bernd Jürgen Warneken: Rechts liegen lassen? Über das europäisch-ethnologische Desinteresse an der Lebenssituation nichtmigrantischer Unter- und Mittelschichten. In: Timo Heimerdinger/Marion Näser-Lather (Hg.): Wie kann man dazu nur forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie. Wien 2019, S. 119–130.

sie auf uns eigentlich verstimmt und enttäuscht von der Welt – gekränkt» (ebd.). Der Schlüsselbegriff ‹Kränkung› wird im weiteren Verlauf gründlich konturiert und deutlich gemacht, dass die Autor\*innen die spätmoderne Subjektivität für «*kränkungsanfällig* und *kränkungsaffin*» halten. Die Prämissen hierfür lautet, «dass im Individuum die sozialen Konflikte auf eine gebrochene Art und Weise aufgehoben» seien (S. 137). Schliesslich schlügen sich – hier folgen Amlinger und Nachtwey Ulrich Becks «Risikogesellschaft»<sup>3</sup> – gesellschaftliche Probleme in psychischen Problemen nieder, erzeugten Schuldgefühle, Ängste und Neurosen (S. 136). Die sich (auch vor sich selbst) schämenden, blossgestellten und gedemütigten Individuen wehrten sodann ihre Scham ab, indem sie andere entwerteten. Scham gehe sodann Hand in Hand mit Groll. Erstere gebiete Schweigsamkeit, letzterer werde offen artikuliert und richte sich gegen das soziale und politische ‹Oben› (S. 137) und gegen alles, was symbolhaft für die Gestaltungsmacht dieses ‹Obens› stehe, der die Ohnmacht(serfahrung) der Gekränkten gegenüberstehe. Zu den Symbolen der Gestaltungsmacht der durch Wohlstand und politische Macht konstituierten Eliten zählten unter anderem die (gerne zum Zwang hochfantasierte) Aufforderung zum Impfen, die hygienopolitisch begründeten Kontaktbeschränkungen und die Maskenpflicht, die Präsenz von Migrant\*innen, die ‹Mainstreammedien› und die angebliche Verpflichtung zu geschlechtergerechter Sprache. Und weil sich der spätmoderne Gedanke, wonach die Wirklichkeit stets eine ‹gemachte› Wirklichkeit ist, nicht mehr nur auf wissenschaftliche Diskurse beschränkt, sondern Eingang in populäres Gedankengut findet, lassen sich die Gekränkten auch durch wissenschaftliche Einsichten nicht länger

beeindrucken. Unter anderem auf Basis der Wissenschaftskritik von Paul Feyerabend, der dafür plädiert habe, «alternative Erkenntnisverfahren», Mythen, Kosmologien und Astrologie mit dem rationalen Denken gleichzustellen und darin eine Voraussetzung für eine offene Gesellschaft gesehen habe, sei eine gesellschaftliche Realität entstanden, in der alle Wissensformen gleichberechtigt nebeneinanderstünden und die Menschen die «echte Wahlfreiheit [hätten], sich etwa für oder gegen die Existenz eines Virus zu entscheiden». Für eine gruppenübergreifende Verständigung fehle folglich die «geteilte Vorstellung der Realität» (S. 124). Zu Recht verweisen Amlinger und Nachtwey darauf, dass die sozialkonstruktivistische Wissenschaftskritik, die zunächst gegen den Wahrheits- und Herrschaftsanspruch der Naturwissenschaften gerichtet war, paradoxe Weise jenen die Munition liefert hätte, die heute «unbestreitbare Erkenntnisse in Zweifel zögen, die für den Fortbestand der Zivilisation unverzichtbar sind» (S. 125) – beispielhaft hierfür wird die Diskussion über Wirklichkeit oder Fiktion des Klimawandels angeführt. Sieht man davon ab, dass die Behauptung einer Unbestreitbarkeit dieser Erkenntnisse ihre Tücken hat, weil sich selbst in wissenschaftlichen Kontexten abweichende (Minderheits-)Positionen finden,<sup>4</sup> kann der Problemstellung, wonach konstruktivistische Ideen aus linkslibera-

4 Zum Erstaunen etlicher Zuhörender trug vor einigen Jahren Dylan M. Harrys, Geograf an der University of Colorado, fundiert und nicht jenseits des Nachvollziehbaren den Gedanken vor, dass die Vorstellung von einem sich insgesamt erwärmenden Planeten eine dem globalen Westen/Norden zuzuordnende Vorstellung sei, die vergessen mache, dass einige ‹peripherie› Weltregionen (Himalaya) abkühlten. Harrys, Dylan M.: In a Queer Time of Glaciers. CIRQUE Queer Studies Conference, L'Aquila, 31. 3.–2. 4. 2017, S. 13, <https://cirque.unipi.it/2017conference/wp-content/uploads/sites/9/2016/12/programma-senza-immagini.pdf>.

3 Ulrich Beck: Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986.

len Intellektuellenmilieus in rechtslastige Bevölkerungsgruppen gewandert sind, im Grundsatz gefolgt werden. Nicht weniger nachvollziehbar erscheint die Einsicht, wonach die «Gegenepistemologie» mit der Proklamation der Gleichwertigkeit unterschiedlicher Wissensformen das Wissen zu demokratisieren beabsichtigt, damit aber zugleich «regressive Nebenfolgen» und die Voraussetzung für das postfaktische Wissen erzeugt habe (ebd.). Apropos «regressive Nebenfolgen»: Eine zentrale Rolle spielt in «Gekränte Freiheit» der Begriff der «regressiven Modernisierung», mit der die Autor\*innen die jüngsten Prozesse sozialen Wandels zu fassen suchen. Gemeint ist damit, dass «Fortschritte und Rückschritte im selben Prozess verzahnt» seien (S. 98) – eine Gedankenfigur, die Nachtwey bereits zuvor in «Die Abstiegsgesellschaft» entwickelt hat.<sup>5</sup> Schon hier hat der Autor die von Ulrich Beck konzipierte Idee der «reflexiven Modernisierung»<sup>6</sup> aufgegriffen, weiterentwickelt und auf ein Gegenwartsphänomen mit hohem Aufmerksamkeitspotenzial angewandt. Aspekte der Modernisierung sind dabei die sich entwickelnden Freiheiten, die die (digitalisierte) Spätmoderne den Individuen bietet, die fast alles dürfen, aber – infolge des absinkenden Niveaus sozialer Integration – allzu oft nicht können, was sie dürften: sich selbst verwirklichen. Eine Erklärung hierfür sehen die Verfasser\*innen in einem Wandel des Charakters von «Freiheit» im Laufe von 30 Jahren neoliberaler Gouvernementalität, welche «wesentliche Voraussetzungen des modernen Individualismus destabilisiert» habe (S. 70). Hätte nämlich das Aufstiegsversprechen, welches liberale Wohlfahrtsstaaten den Individuen machten, dazu geführt, dass in

5 Nachtwey, Oliver: Die Abstiegsgesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin 2016.

6 Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main 1996.

den Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg infolge der Gewährung sozialer Anrechte erhebliche Teile ehemaliger Unterklassen in die Mitte aufgestiegen und somit freier und autonomer geworden seien, so sei mit dem Abbau des Wohlfahrtsstaates (der freilich stets als «Umbau» bezeichnet wurde) eine gegenläufige Entwicklung eingetreten. Konfirmiert wird, was seit Mitte der 1990er-Jahre immer wieder konstatiert worden ist: Das Aufstiegsversprechen hat seine Verbindlichkeit verloren; der Aufstieg ist nicht mehr selbstverständlich. Und selbst die Kinder und Kindeskinder der Aufgestiegenen von gestern nehmen wahr, dass auch der erreichte Standard alles andere als sicher ist.

Weil das Individuum aber nicht nur ideell, sondern auch materiell in die Lage versetzt werden müsse, die ihm gewährten Freiheiten wahrzunehmen, bedürfe es des Wohlfahrtsstaates, der soziale Ungleichheiten minimiere. Vor diesem Hintergrund zählen Amlinger und Nachtwey alle Deprivilegierungserfahrungen der Spätmoderne auf: prekäre Beschäftigung, zunehmende Ungleichheit, Missachtung von Qualifikationen und Inflation, die allesamt geeignet sind, individuelle Hoffnungen und Lebenspläne zu zerstören – und damit auch den millionenfach verinnerlichten Anspruch auf Individualität. Anders als noch bis in die 1980er-Jahre hinein fange der Staat diese Erfahrungen heute nicht mehr auf und trete den Individuen nicht mehr mit ermöglichen Hilfestellungen, sondern zuletzt vor allem disziplinierend entgegen. Dies gelte auch für den politischen Umgang mit der Pandemie, der eine Renaissance des starken «intervenierenden Staates» mit sich gebracht habe, der «das individuelle Handeln einschneidend limitiert» (S. 13). Zur Erfahrung des Verfalls sozialer (An-) Rechte im materiellen Sinne sei damit die Einschränkung grundlegender (ideeller) Freiheitsrechte getreten.

Anhand biografisch angelegter narrativer Interviews aus den letzten Jahren fragen Amlinger und Nachtwey nicht nur nach Argumenten, alternativen Wirklichkeiten und Emotionen der Wütenden der jüngsten Vergangenheit, nein, sie suchen vor allem nach dem Moment, in dem die Beforschten ihre entscheidenden Kränkungen erfahren haben und finden ihn zwei Jahrzehnte vor dem Auftritt von COVID-19. Die Pandemie und die Fluchtbewegung des Sommers 2015, so wird dargetan, seien lediglich als Zündfunken zu begreifen, welche die fremdenfeindlichen und auf die hygienopolitischen Massnahmen der Pandemiephase bezogenen Proteste hervorgebracht hätten. Jene Kränkungen und Deprivilegierungserfahrungen, welche die fremdenfeindlichen Protestbewegungen und Querdenker\*innen-demonstrationen eigentlich hervorgebracht hätten, werden dort ausgemacht, wo die Auswirkungen der ‹Agenda 21›-Politik der rot-grünen Bundesregierung Schröder/Fischer spürbar geworden sind, welche den Abbau sozialer Anrechte und den Aufbau eines auf Druck und Sanktionen fassenden Sozialstaats betrieben habe. Die migrationsfeindlichen Proteste, die nach 2015 einsetzen, werden dementsprechend als Rebellion gegen Abhängigkeiten verstanden, die sich aufgrund wirtschaftlicher oder sozialer Deprivilegierung ergeben hätten (S. 308–309).

Amlinger und Nachtwey legen dar, wie aus gestandenen Sozialdemokrat\*innen AfD-Anhänger\*innen wurden. Die Autor\*innen beschreiben und erklären, wie und weshalb Menschen, die einerseits als Freiwillige Hilfen für Geflüchtete organisieren, andererseits für eine Begrenzung der Migration eintreten. Deutlich gemacht wird, wie und weshalb Personen, die man als ‹Höherqualifizierte› bezeichnen kann, auf aggressive Weise die Existenz einer Viruskrankheit leugnen. Nicht zuletzt aber verweisen die beiden Soziolog\*innen darauf, dass sich all diese – am Ende offen-

bar doch sehr dünnhäutigen – Menschen sehr schnell als ‹unfrei› erleben, wenn Politiker\*innen und Medien ihrer Lesart der Welt und den hieraus gefolgerten Vorstellungen für die Gestaltung gesellschaftlicher Wirklichkeit mit Worten und Taten entgegentreten. Aus dem Verständnis der betrachteten Bevölkerungsgruppe heraus geht es demnach um nicht weniger als um die Verteidigung ihrer im Sinne eines Besitzstandes, nicht als soziales Verhältnis verstandenen Freiheit (S. 19), die nur die eigene Freiheit sein darf, nicht jene der oder des Andersdenkenden.

Mit «Gekräckte Freiheit» haben Amlinger und Nachtwey eine umfassende Studie über eine Bevölkerungsgruppe vorgelegt, die in jüngster Vergangenheit viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen und verbreitet Unsicherheit ausgelöst hat. Anders als andere Autor\*innen machen sie deutlich, dass sich der Zorn, der sich in fremdenfeindlichen und auf die Pandiepolitik bezogenen Protesten entlädt, nicht nur ein Zorn Angehöriger bildungsferner Unterprivilegierter ist, sondern auch ein solcher der erodierenden (durchaus qualifizierten) Mittelschicht. Darin liegt ein Neuigkeitswert, der ebenso zu würdigen ist wie die Ausführungen über die Wissenskämpfe der Spätmoderne, in welche die Libertär-Autoritären eingebunden sind. Weniger neu hingegen ist die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen ökonomischen und sozialen Deprivilegierungserfahrungen und reaktionär-fremdenfeindlichen Denkweisen, Äusserungen und Handlungen. Derlei gab es schon gelegentlich zu lesen – etwa im Jahr vor COVID-19 von dem Wiener Journalisten Robert Misik – freilich ohne umfangreiche auf Empirie fassende Ausführungen und mit Fokus auf die als weniger qualifizierten «einfachen Leute».⁷ Und schon in den 1990er-Jahren, als das

7 Misik, Robert: *Die falschen Freunde der einfachen Leute*. Berlin 2019.

deutsche Asylrecht verschärft wurde und inzwischen fast vergessene Rechtsparteien wie die «Republikaner» und die «Deutsche Volksunion» eine nicht allzu nachhaltige Karriere in den Landesparlamenten machten, war davon die Rede, dass es (vor allem auch in Ostdeutschland) Menschen mit ökonomischen und sozialen Deprivilegierungserfahrungen seien, die fremdenfeindliche Positionen vertraten.

Dass Amlinger und Nachtwey eine Beziehung zwischen den «Wutbürger\*innen», die vor mehr als zehn Jahren gegen «Stuttgart 21» protestierten und den in «Gekränkter Freiheit» fokussierten Gruppen sähen, darf übrigens bezweifelt werden, lenken sie doch ihren Blick konsequent auf einen von «rechts» kommenden Protest. Sieht man jedoch davon ab, dass die Sachanliegen der seinerzeitigen und der jüngsten «Wutbürger\*innen» auf den ersten Blick sehr verschieden erscheinen, so ist doch bemerkenswert, dass schon die Stuttgarter Protestierenden – wie jüngst die COVID-Leugner\*innen – selbstverständlich für sich in Anspruch nahmen: «Wir sind das Volk!»<sup>8</sup> Und von dem seinerzeit skandierten «Lügenpack!», das gegen Politiker\*innen und ihre auf den Tiefbahnhof bezogenen Wahrheiten gerichtet war, zu der jüngst geprägten Parole «Lügenpresse!» ist der Weg nicht allzu weit. Vor diesem Hintergrund darf gefragt werden, ob die Wut, die Amlinger und Nachtwey fokussieren, nicht eine längere Geschichte hat und ob eine konstante oder auch sich steigernde und immer weitere Bevölkerungssegmente erfassende Wut, für deren Ursache «Gekränkter Freiheit» plausible Erklärungen liefert, schlichtweg ihre Sachanliegen immer wieder aufs Neue dort sucht, wo sich der Eindruck erwecken lässt, dass «die da oben» den «Volkswillen»<sup>9</sup> ignorierten.

8 Von der Protestbewegung, die das Ende der DDR einläutete, geprägt, ist diese Parole inzwischen mehrfach recycelt worden.

9 Der Begriff «Volkswille(n)» ist in seiner Viel-

Übrigens: Den original Stuttgarter Wutbürger\*innen wurde kein Erfolg zuteil: 2011 durch eine Baden-Württemberg-weite Abstimmung «abgesegnet», wird zwischenzeitlich im 13. Jahr gebaut – jüngsten Meldungen zufolge noch über das Jahr 2025 hinaus ...

PETER HOERZ

**Bössenrodt, Noah: (Un)Fassbare Gefühle. Eine kulturwissenschaftlich-emotionsethnografische Analyse des Teddybären.** Oldenburg: Institut für Materielle Kultur, 2023 (Studien zur Materiellen Kultur, Reihe Q-Papers, 58), [https://uol.de/f/3/inst/materiellekultur/Forschung/Schriftenreihe\\_Studien\\_zur\\_Materiellen\\_Kultur/Publikationen/Studien\\_Mat\\_Kult\\_Band\\_51-60/Band58\\_Boessenrodt.pdf?v=1695719814](https://uol.de/f/3/inst/materiellekultur/Forschung/Schriftenreihe_Studien_zur_Materiellen_Kultur/Publikationen/Studien_Mat_Kult_Band_51-60/Band58_Boessenrodt.pdf?v=1695719814), 7. 3. 2024.

Kein anderes Spielzeug verkörpert so sehr die Kindheit und die nostalgische Erinnerung daran wie der Teddybär. Obwohl wahrscheinlich bis heute jedes Kind einen besitzt, gibt es relativ wenig Forschungsliteratur zu diesem emotional oft hoch aufgeladenen Objekt. Noah Bössenrodt nähert sich diesem in seiner Masterarbeit an. Dabei nimmt er den Teddy nicht in erster Linie als Kinderspielzeug in den Blick, sondern schafft einen vertieften Einblick in die Szene erwachsener Teddybärfans, und zwar anhand der seit

deutigkeit bewusst gewählt: Während er sich in der Schweiz primär auf die Ergebnisse von Abstimmungen bezieht, kann er sich auch auf die 1890 gegründete SPD-Zeitung, ein 1989 eingestelltes Kärntner KPÖ-Blatt, eine konspirative sozialrevolutionäre Gruppe im zaristischen Russland oder auch auf (rechte) Protestierende mit dem Anspruch, die Meinung der Bevölkerung zu repräsentieren, referieren. Bei Arendt ist der «sogenannte Volkswille» ein «subjektiver ephemer Gemütszustand», der den Weg in Richtung Diktatur weist. Siehe Arendt, Hannah: Über die Revolution. München 2011, S. 204.

1994 meist jährlich durchgeführten Messe «Teddybär Total», die er 2022 in Münster unter anderem für eine teilnehmende Beobachtung besucht hat.

In Bezug auf Erwachsene steht der Teddybär in einem etwas merkwürdigen Spannungsverhältnis, wie Bössenrodt einleitend erklärt: Nach einer repräsentativen deutschen Studie «liebt» fast jeder zweite Erwachsene Kuscheltiere. Doch ist diese Liebe so stark im Privaten verhaftet, dass öffentlich kaum davon gesprochen wird (7). Die Arbeit steht unter der Leitfrage, «wie Emotionen und auch Erinnerungen in Form von Teddybären materialisiert und in der Folge greifbar gemacht werden können» (7 f.).

Dazu unternimmt Bössenrodt nach einer Reflexion der verwendeten volkskundlichen Forschungsmethoden eine Klärung der Begrifflichkeiten Affekt, Gefühl und Emotion, die in der Psychologie uneinheitlich verwendet werden. Für die Kulturwissenschaft gelten Emotionen als «von aussen stammende, internalisierte Empfindung[en]», die auch gesellschaftlich geprägt sind und «Züge von Praktiken» annehmen können (20). Unter dem Titel «Gegenstände (be)greifen» fundiert Bössenrodt als zweiten theoretischen Aspekt den Begriff des Objekts. Er betont das Eingebettetsein von Dingen in alltagskulturelle Kontexte und Praktiken, ihr «Verhältnis mit ihrer Umwelt» und den sie «umgebenden Subjekten», die sie im Gegenzug ebenfalls strukturieren und formen können (25). Die beiden für die Arbeit zentralen Kategorien Emotionen und Dinge werden anschliessend miteinander in Beziehung gesetzt, konkret für den Teddybären vor allem mit den Aussagen aus einem Experteninterview mit einem Kinder- und Medienpsychologen.

Hier wird auf Kontext zur Entwicklung des Kindes zurückgegriffen: Kindern dient der Teddybär (oder sonst ein Kuscheltier) als «Übergangsobjekt» und kann dabei als

«Emotionsregulator» (27) respektive als «Gefühlsanker», das heisst als «Gegenstand oder Geste, die fest mit Emotionen verknüpft ist», dienen (28). Der Teddybär lässt sich über die Kindheit hinaus als «Speicher von Emotionen und Erinnerungen verstehen» (ebd.), wobei die sich die Zuschreibungen, die ein Mensch mit ihm verbindet, im Lauf der Zeit wandeln können.

Im Herzstück der Arbeit wird der Teddybär aus drei Perspektiven näher beleuchtet: als Konsumgut, als Sammelobjekt und als Erinnerungsstück. Als Grundlage dienten hierfür fünf Gespräche mit an der Messe «Teddybär Total» in verschiedenen Funktionen beteiligten Personen: einem Messeorganisator, einem Experten der Bären-Schätzstelle, einer Bärenärztin, einem Bärenfotografen und einem Messebesucher, die einen Einblick «in ihre «akteurspezifische Erlebnisperspektive» (14) geben. Wie Bössenrodt betont, widerspricht diese Auswahl in einem Punkt dem Feld, das als weitgehend weiblich geprägt erscheint; doch scheinen die wenigen Männer im Feld auskunftsbereiter. Als zusätzliches Material wurden zwei Ausgaben des Hefts «Teddys kreativ», das von den Organisatoren der Messe verlegt wird, hinzugezogen.

Dank der Aussagen des Messeorganisators erfährt man einige spannende Hintergründe zur wechselvollen Geschichte der Messe; eine historische Annäherung an den Teddybären darüber hinaus erfolgt punktuell: mit der Erfindung durch Richard Steiff 1902, der Etablierung als Sammelobjekte durch die sogenannten Soldier's Bears aus dem Ersten Weltkrieg (die es nicht nur mit blondem Fell, sondern auch in den drei Farben der britischen Flagge gab) und mit einigen monetären Höhepunkten von Teddybär-Versteigerungen Ende des 20. Jahrhunderts. Letzteres ist vielleicht die spektakulärste Entwicklung in der Geschichte des Teddybären als Konsumgut: Vom Sammelobjekt wurden gewisse Exemplare, durch ihre Machart oder ihr Alter,

zu Raritäten, zum «Spekulationsobjekt, das sich auf einem Bubble-Markt bewegt» (32). Diese Entwicklung erreichte Anfang der 1990er-Jahre einen Höhepunkt – danach kamen zu viele Massenproduktionen, vor allem aus Fernost, auf den Markt.

Kriterien für die «Sammelwürdigkeit» sind Unversehrtheit, Originalität und Rarität (etwa durch limitierte Auflagen) – was offensichtlich vor allem für bejahrte Exemplare gilt. Als Sammelobjekt verliert ein Teddybär seinen ursprünglichen Zweck als Kinderspielzeug; Sammlerbären werden als Artefakte von Handwerkskunst für das Aufbewahren in Vitrinen gefertigt. Somit, so schliesst Bössenrodt, wird der Bär in dieser Perspektive, ähnlich wie als Konsumgut, zum emotional «distanzierten Objekt» (35). An dieser Stelle verpufft die Frage nach den Emotionen etwas, wenn diese in zwei von drei Perspektiven sozusagen entfallen. Hier drängt sich die Frage auf, ob es nicht andere Arten von Emotionen – etwa Besitzerstolz und Investorenfrust – zu entdecken gegeben hätte.

Wie Bössenrodt's Ausführungen zu entnehmen ist, steht neben dem «Sammeln» von Anlageobjekten das Sammeln von Bären, die ihren Käufer:innen oder Produzent:innen schlicht gefallen. Ihre Lust zum Sammeln erklären Teddyfans dabei auffallend oft mit einem nicht zu begründenden Sammelfieber, wobei derzeit – schlicht aus Platzgründen – kleine und Miniaturbären Konjunktur haben.

Beim Teddybären als Erinnerungsstück ist dagegen klar, dass ein Mensch eine starke emotionale Verbindung zum ehemaligen Spielobjekt hegt. Zuneigung, Geborgenheit, Trostspenden oder Vertrauen sind Konnotationen, die hier mitschwingen. Als zentrales Merkmal für diese Perspektive auf den Teddybären nennt Bössenrodt eine «starke Personifizierung» (39). Dazu gehört etwa die Namensgebung und damit die Zuordnung einer Persönlichkeit, womit den Teddybären oft Wahrnehmungs- und damit

implizit Handlungspotenzial zugesprochen wird. Abnutzungerscheinungen sind hier nicht negativ besetzt, sondern verleihen dem Teddy Individualität – dieser besitzt einen «persönliche[n] Wert», der «nicht beschreibbar oder bezifferbar» ist (41). Nicht explizit formuliert ist, dass Nostalgie hier eine bedeutende Rolle spielen dürfte.

Zusammenführend argumentiert Bössenrodt, dass der Teddybär als Objekt gesamthaft ähnlich einer Bricolage nach Lévi-Strauss funktioniert. Weiter führt er aus, dass die mit dem Teddybär verknüpften Emotionen keineswegs nur eine individuelle Sache, sondern auch gesellschaftlich geprägt sind. Dass sich Erwachsene schämen, sich mit ihrem Teddybären in der Öffentlichkeit zu zeigen – so die Beobachtungen eines Teddyfotografen und einer Bärendoktorin (die kaputte Teddybären repariert) – hat, so Bössenrodt, seinen Grund in der Konnotation mit Kindheit und Emotionen, die beide oft als feminin gelten. Diese Vermutung scheint zwar naheliegend, erklärt aber nicht, warum dann nicht mehr Frauen mit Teddybären herumlaufen.

Der Ausblick ist fast schon ein Absang auf das Teddy-Fantum: Sammler und Interessierte scheinen zunehmend ältere Menschen zu sein, der Szene fehlt der Nachwuchs, den ein Teddybär wohl nicht mehr so zu faszinieren vermag wie die frühere Generationen.

Da Masterarbeiten in Bezug auf den Umfang und den Zeitraum, in dem sie erstellt werden müssen, einem beschränkenden Rahmen unterliegen, ist es oft einfach, (vermeintlich) fehlende inhaltliche Weiterführungen zu bemängeln. Dennoch drängt sich dies hier auf: Bei aller Sorgfalt und Reflexion über die eigene Rolle im volkskundlichen Forschungsprozess und über die theoretischen Aspekte hätte man sich eine durchdachtere Verknüpfung mit anderen bestehenden Forschungsgebieten gewünscht – statt dem interdisziplinären Blick auf die Definitionsweisen von

Empfindungsbegriffen wäre der Einbezug jüngerer Forschung gerade zur Beziehung von Erwachsenen zu «ihren» Spielzeugen (beispielsweise zu Lego oder Puppen)<sup>10</sup> gewinnbringender gewesen (auf einen Forschungsüberblick wurde denn auch verzichtet). Die Arbeit ist als Text schlüssig strukturiert und durchgängig interessant und leicht zu lesen – ein Wermutstropfen sind gelegentliche redundante Sätze. Insgesamt ist Bössenrodt's Arbeit für alle, die sich für Spielzeugforschung oder menschliche Beziehungen zu Objekten interessieren, lesenswert. Vor allem zeigt sie auf, dass Spielzeuge/-waren ein vielversprechendes Forschungsfeld darstellen, auf dem es noch viel zu tun gibt.

ALETA-AMIRÉE VON HOLZEN

**Borsos, Balázs, Fruzsina Ce und Csaba Mészáros (Hg.): Reckoning and Framing. Current Status and Future Prospects of Hungarian Ethnography in the 21<sup>st</sup> Century (Hungarian Ethnology Studies, 1).** Münster: Waxmann, 2022, 366 S., Ill.

Das Institut für Ethnologie an der Akademie der Wissenschaften in Budapest überrascht mit einer breit angelegten Serie zur genannten Disziplin. Geplant sind weitere Bände, deren Inhalt auf mehrere Konferenzen im Zeitraum von 2018 bis 2020 zurückgeht. Einberufen wurden die Konferenzen von der Akademie der Wissenschaften sowie dem Ethnographischen Museum in Budapest.

<sup>10</sup> Vgl. Hammerl, Tobias: *Lego. Bausteine einer volkskundlichen Spielkulturforschung*. Münster, New York 2018 (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft 34); Heljakka, Katriina: *Principles of Adult Play(fulness) in Contemporary Toy Cultures. From Wow to Flow to Glow*. Diss. Helsinki 2013 (Aalto University Publication Series Doctoral Dissertations 72, 2013).

Ziel der Konferenzen war einerseits eine Bestandsaufnahme nach einer ungefähr dreissig Jahre zurückliegenden früheren Standortbestimmung. Es galt, bereits geäusserte und vor allem befürchtete Infragestellungen zu diskutieren. Denn das Fach Ethnologie musste seinen Sinn und Zweck letztlich einem grossen Publikum beweisen. Ohne Anerkennung kein Geld, das waren die Befürchtungen. Andererseits ging es aber auch um das Selbstbild und die Bedeutung der Ethnologie.

Nicht zufällig wurden die Vorträge ins Englische übersetzt. Die internationale Anbindung ist wichtig.

Tivadar Petercsák, Vorsitzender des Komitees für Ethnographie an der Akademie der Wissenschaften in Budapest, schreibt in der Einleitung zu diesem Band, mit Datum vom 31. Juli 2022, es sei richtig, dass alle paar Jahrzehnte ein Fach über seine bisherigen Leistungen reflektiere. Damit verbunden seien selbstverständlich auch Projekte, Zielsetzungen und methodische Überlegungen.

Teil I, der fast die Hälfte des Bandes ausmacht, befasst sich mit grundlegenden Fragen zur Identität des Faches und seiner Stellung innerhalb des akademischen Lehrangebotes («Major Dilemmas»). Die grossen Universitäten des Landes bieten das Fach an, es ist in Bachelor, Master und Doktorat integriert. Auf Bachelorstufe müssen die Studierenden vor allem an kleineren Universitäten Ethnologie als Bestandteil eines anderen Lehrstuhls belegen, zum Beispiel in Soziologie, Museologie, Musikologie, Geschichte usw. Viele Regionen, zum Teil auch ausserhalb der heutigen politischen Landesgrenzen, bieten regionale Studien an. Der nationale Gedanke spielt eine grosse Rolle, gerade die Ethnologie hat die Aufgabe, durch zeitliche Grossräume ein umfassendes Gesamtbild des ungarischen Volkes zu schaffen. Kein anderes Fach kann ähnlich vertieft nach dem Ursprung des ungarischen Volkes forschen und damit zu

einem differenzierten Selbstbild und Nationalbewusstsein verhelfen.

Der Titel «Major Dilemmas» spricht noch einen weiteren Konfliktherd an. Es geht um die Namensgebung für das Fach. Dieses Problem ist international. Je nachdem, welcher Aspekt des Fachbereichs im Fokus eines universitären Umfeldes steht, wird die eine oder die andere Benennung bevorzugt und durchgesetzt. Im deutschen Sprachraum ist Volkskunde das Fach «mit den tausend Namen» geworden (Walter Leimgruber, Europäische Ethnologie, Universität Basel). In Ungarn gibt es eine alte Differenz zwischen Ethnographie und Ethnologie. Der gegenwärtige Diskurs dreht sich um Anthropologie versus Ethnologie. Hier spielt der Einfluss des angelsächsischen beziehungsweise nordamerikanischen Sprachraums eine bestimmende Rolle. Interessanterweise ist Anthropologie mit den ältesten Formen menschlichen Lebens befasst, tritt aber unter den Bezeichnungen als jüngstes Mitglied auf. Sicher ist es kein Zufall, dass die Fachbezeichnungen mit zusätzlichen Adjektiven ergänzt werden. Die Schwierigkeit der Benennung spiegelt klar den inneren Wandel des Fachs. Darauf werden wir noch zurückkommen.

Teil II heisst «Nature as Heritage». Natur spielt in Ungarn traditionell eine grosse Rolle. Die Landwirtschaft ist immer noch die Grundlage der ungarischen Ökonomie. Entsprechend enthält die Ethnografie viele Berührungspunkte zum Thema Natur. Es hat aber auch zur Konsequenz, dass der Blick auf die Natur eher rückwärtsgewandt ist. Volkswissen, Naturheilkunde und mündliche Traditionen sind bis heute fester Bestandteil der Ethnografie. Zu erwarten sind allerdings auch Mitteilungen und fundiertes Wissen zur Tierhaltung, zu Ackerbau und zu Feld- und Forstwirtschaft. Und hier tut sich eine Überraschung auf: Während es zur (Nutz-)Tierhaltung und Viehzucht detailreiche Überlieferungen gibt, die regional durchaus variieren, fehlen

Informationen zu Gräsern, Heugewinnung und Silofutterherstellung. Auch Beobachtungen zum Wetter und seinen Auswirkungen auf den Ackerbau sind eher marginal. Der Band kommentiert diese überraschenden Ergebnisse nicht, das Publikum ist aber aufgefordert, sich darüber Gedanken zu machen. Vielleicht liegt hier das traditionelle Nomadenleben der eingewanderten Ungarn zugrunde und hat in dieser bevorzugten respektive vernachlässigten Interessenlage einen alten Stand der Dinge bewahrt. Das mag sich nun ändern, so wie sich die Ge schicke des Landes ändern.

Teil III heisst «Culture as Heritage». In diesem Kapitel besticht der Vortrag beziehungsweise der Aufsatz von Katalin Juhász über Volkstanz und Volksmusik in der Folklore («folklorism»). Die Autorin breitet ein Panorama aus, das das ganze 20. Jahrhundert umfasst und ausser den beiden genannten Disziplinen auch Volkspoesie miteinbezieht. Sie hat keine Berührungsängste mit Kitsch, im Gegen teil, sie differenziert sehr genau, was echt und was unecht ist. Dabei kommt der Ethnografie eine wichtige Aufgabe zu. Denn sie hilft, Traditionen bis zu ihren Wurzeln zurückzuverfolgen und gibt dadurch den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen richtungweisende Sicherheit in der Auswahl der Musik, der Kostüme, der Requisiten usw. Modeströmungen werden als solche erfasst, beschrieben und beiseitegelegt, wenn sie aus der Mode geraten sind. Volkstanz liegt Juhász besonders am Herzen. Er ist eine besondere Herausforderung, denn es gibt nur wenige schriftliche Aufzeichnungen – hier war György Martin (1932–1983) führend –, die in einer Zeichensprache die Choreografie eines Tanzes festhielten. Seine Partnerin war Jolán Borbély. Man darf nicht vergessen: Nicht nur ist Tanz vielleicht das flüchtigste künstlerische Element, er braucht auch das Zusammenspiel mit den Partnerinnen und Partnern. Der Zusatz im Titel, den wir mit

«Folklore» übersetzt haben, ist Volkskunst für ein Laienpublikum, das unterhalten sein will und mittanzt, ohne professionell zu sein. Nach den «Perlensträusschen» in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam in der zweiten Hälfte das sogenannte Tanzhaus auf.

In Sommerlagern konnten Jugendliche Grundkenntnisse erwerben und Freundschaften schliessen. Diese Jugendlichen trugen die ungarische Volkskunst auch über die Landesgrenzen hinaus, sowohl ins ungarischsprachige Umfeld als auch weltweit. Vielleicht darf man einen Vergleich zur Schweiz ziehen, wo Ueli Gyr (Universität Zürich) die positiven Aspekte der Vermarktung von Heidi untersucht und beschrieben hat. Zum Schluss sei die Bemerkung erlaubt, dass der sehr grosse und sorgfältige Anmerkungsapparat vor Augen führt, dass die Autorin mit ihrem Aufsatz einen Beitrag zur wissenschaftlichen Erforschung von Volkskunst zu leisten gewillt ist. Sie verwendet die Bezeichnung Ethnografie (wohl in Anlehnung an das Ethnographische Museum in Budapest), auf Ungarisch «Néprajz». Den Begriff dürfte man sinngemäss immer noch als «Volkskunde» bezeichnen. Die Folklore hingegen deutet vorwärts in einer globalisierten Welt, in der künstlerischer Ausdruck Selbstfindung und Identität gibt. Teil IV heisst «Ethnographic Experience in Action». Der vierte und letzte Teil des vorliegenden Bandes ist bewusst zukunftsorientiert und praxisbezogen. Er ist nicht sehr umfangreich, will aber neue Wege aufzeigen. Er ist deshalb als gewichtiger Anteil in den laufenden Diskussionen zu betrachten. Der Praxisbezug bringt Nähe zur Öffentlichkeit und erhöhte Relevanz der Disziplin. Von den verschiedenen Tätigkeitsfeldern (Theologie, Esskultur, Kleidung usw.) sei die Diplomatie herausgegriffen.

Zsolt Szilágyi sieht den klassischen Beamten und Repräsentanten des (ungarischen) Staates zunehmend im Wandel zum aktiven Unterhändler, Vermittler,

Unternehmer und vor allem als Vertrauensperson. Die Kenntnis der eigenen, aber auch der anderen Kultur ist zentral. Der Autor sieht in der Öffnung Ungarns zu Asien grosse Chancen, einerseits in der Kontaktaufnahme mit Turkvölkern im Kaukasus entlang der alten Seidenstrasse, andererseits in der Kooperation mit der Grossmacht China. Er begrüsst die neue Seidenstrasse, die China vorantreibt. Persönlich möchte ich diesen Optimismus nicht rückhaltlos teilen. Gleichzeitig teile ich aber das Interesse an der Erforschung und der Kontaktpflege mit den rund ein Dutzend sprachverwandten finnugrischen Völkergruppen, die über ganz Sibirien bis nach China und in die Mongolei verstreut leben.

Insgesamt ein Buch, das interessante Einblicke in das Fachverständnis und seine Themen in der Gegenwart in Ungarn einem der ungarischen Sprache nicht mächtigen Lesepublikum ermöglicht. Als Auftaktband für eine neue Reihe ein gelungenes Beispiel.

PAULA KÜNG-HEFTI

**Ricciardi, Toni: Eine kurze Geschichte der italienischen Migration in der Schweiz.**  
Zürich: Seismo, 2023, 236 S.

Bücher, die im Titel eine «kurze Geschichte» ankündigen, versprechen nicht unbedingt kurz zu sein – *Eine kurze Geschichte Griechenlands* von Richard Clogg beispielsweise hat rund 400 Seiten, die *Kurze Geschichte der Imperien* von Hans-Heinrich Nolte rund 500 –, sondern eine kohärente Gesamtdarstellung des jeweiligen Gegenstands zu bieten. Idealerweise aggregieren und verdichten solche Bücher verfügbares Wissen, verschaffen Überblick und Orientierung.

Angesichts der schier unüberblickbaren Menge an Publikationen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten über die

italienische Migration in die und in der Schweiz erschienen sind, greift man mit Interesse zu Toni Ricciardis *Eine kurze Geschichte der italienischen Migration in der Schweiz* – in der Hoffnung auf eine synthetisierende Darstellung dieses historisch, politisch und gesellschaftlich bedeutsamen Phänomens. Das Buch, 2023 in der von Ricciardi mitherausgegebenen Reihe *Genwart und Geschichte* erschienen, ist eine Übersetzung der italienischen Originalausgabe *Breve storia dell'emigrazione italiana in Svizzera* von 2018. Der Autor verstehe es in besonderem Masse, schreibt Sandro Cattacin im Vorwort, komplexe historische Zusammenhänge so zu schildern, dass sie für jedermann verständlich seien, «senza perdere la scientificità della disciplina storica» (*Breve storia*, S. XII). Im deutschsprachigen Vorwort stellt Cattacin in Aussicht: «Das Buch erklärt, berührt und stört. Deshalb ist es wichtig.» (*Kurze Geschichte*, S. 19).

Toni Ricciardi, 1977 in Kampanien geboren, verbrachte seine Kindheit und Jugend in der Schweiz und studierte anschliessend Politikwissenschaften in Neapel. Ab den 2010er-Jahren forschte er als Migrationshistoriker an der Universität Genf und betätigte sich als politischer Sekretär des Partito Democratico in der Schweiz; seit Oktober 2022 gehört er der italienischen Abgeordnetenkammer an. Er hat zahlreiche Bücher und Artikel über die Italienerinnen und Italiener in der Schweiz verfasst, unter anderem zu den Colonie Libere Italiane und zum Mattmark-Unglück von 1965.

Ricciardis Buch gliedert sich in das bereits erwähnte Vorwort von Sandro Cattacin, einen recht umfangreichen Prolog, der als Einstieg ins Thema dient, fünf ungefähr gleich lange Kapitel, die ihrerseits aus je sechs bis zehn Unterkapiteln bestehen, eine Bibliografie, die neben gedruckten Veröffentlichungen auch Archivquellen aufführt, und ein (unvollständiges) Abkürzungsverzeichnis. Der Band enthält, abgesehen vom Schwarzweissfoto auf dem Umschlag, nur

eine einzige Abbildung, eine Karikatur, die Stereotype über Italien und die Italiener thematisiert. Tabellen, Diagramme oder Grafiken fehlen gänzlich.

Der Autor fokussiert in seiner Darstellung vor allem auf die Arbeitsmigration im 20. und frühen 21. Jahrhundert, wobei er ein besonderes Schwergewicht auf die Zeit vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die 1980er-Jahre legt. 1948 schloss die Schweiz ein erstes bilaterales Abkommen mit Italien zur Rekrutierung italienischer Arbeitskräfte, welches der Eidgenossenschaft erlaubte, mithilfe des Saisonnerstatus «das Rotationsmodell zu testen» (S. 78). Wie Ricciardi darlegt, wichen die Erwartungen, die die verschiedenen Akteure mit der Arbeitsmigration verknüpften, und die Erfahrungen, die sie damit machten, zum Teil deutlich voneinander ab. Aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit in der Nachkriegsrepublik wurde die Emigration in Italien verschiedentlich als «wahres Wirtschaftswunder» verstanden und gezielt als «Ablassventil» aktiviert, um die gewerkschaftliche und politische Organisation der Arbeiterschaft zu erschweren (S. 112 f.; vgl. auch S. 80 f.). Die Arbeitgeber in der Schweiz profitierten umgekehrt von billigen Arbeitskräften, die in grosser Zahl zur Verfügung standen und bei Bedarf rasch ersetzt werden konnten, was in der Schweizer Wirtschaft freilich die Innovation und den nötigen Strukturwandel behinderte. Die italienischen Arbeiterinnen und Arbeiter schliesslich suchten in der Schweiz ein besseres wirtschaftliches Auskommen, waren aber vor allem am Anfang mit schlechten, mitunter sogar unmenschlichen Arbeits- und Wohnbedingungen sowie mit Fremdenfeindlichkeit konfrontiert. Familiennachzug war lange kaum möglich; gemäss Ricciardi lebten über die Jahrzehnte hinweg zusammengerechnet Zehntausende von italienischen Minderjährigen in der Schweiz als versteckte beziehungsweise «verbogene Kinder» in der Illegalität (S. 172 ff.). Erst das sogenannte Italiener-

abkommen von 1964 brachte dann einen migrationspolitischen Paradigmenwechsel und den Übergang vom Rotations- zum Niederlassungsmodell.

Das Ausmass und die Bedeutung der italienischen Migration in der Schweiz sind insgesamt einzigartig (S. 37): Die Eidgenossenschaft nahm fast die Hälfte aller Menschen, die Italien nach dem Zweiten Weltkrieg verliessen, auf, und zu Beginn der 1960er-Jahre lebte rund eine halbe Million Italienerinnen und Italiener in der Schweiz. Insbesondere seit den 1980er-Jahren verbesserte sich ihre gesellschaftliche Akzeptanz deutlich – was sich unter anderem an der positiven Umdeutung bisher negativer Stereotype und an der Mediterranisierung des Schweizer Lebensstils zeigte –, und sie «wurden zu einer dauerhaften und immer stärker teilhabenden Kraft im Land» (S. 200). Rückblickend konstatiert der Autor denn auch einen «recht erfolgreichen Prozess der Annäherung» (S. 31).

Die Stärke des Buches liegt darin, dass Ricciardi aus einer konsequent italienischen Perspektive heraus die Entwicklungen in der Schweiz einerseits und in Italien andererseits immer wieder zueinander in Beziehung setzt und insofern eine Verflechtungsgeschichte der Thematik vorlegt, die bisher gefehlt hat. Leider überwiegen aus Sicht des Rezensenten jedoch die Schwächen. Ricciardi entfaltet sein Thema unsystematisch, er argumentiert sprunghaft, es fehlt der rote Faden. Seine Sprache ist – auch im italienischsprachigen Original – mäandrierend, andeutungsreich, bedeutungsschwanger; die Herleitungen sind oftmals unpräzis, etliche Aussagen gewagt, ohne dass ausreichende Belege geliefert würden (zum Beispiel S. 101, 131, 153). Zitate werden selten kontextualisiert, die Referenzierung der Quellen ist verschiedentlich ungenau (zum Beispiel der Akten aus den *Diplomatischen Dokumenten der Schweiz*, die allesamt ohne Datum

aufgeführt werden). Schlüsselbegriffe wie Migration, Italiener/-innen, Schweizer/-innen werden ungenügend reflektiert und zum Teil essenzialisierend verwendet, eine Differenzierung zwischen Asyl- und Arbeitsmigration mit ihren je unterschiedlichen Rahmenbedingungen findet nur ansatzweise statt.

Die deutschsprachige Übersetzung und Ausgabe schliesslich ist – mit Verlaub – pittoabel. Die langen, ineinander verschachtelten Sätze im Original werden durch ihre allzu wörtliche Übertragung ins Deutsche an vielen Stellen beinahe unverständlich, die Lektüre zur Herausforderung (zum Beispiel S. 197). Man stösst allenthalben auf holprig oder falsch übersetzte Wörter (zum Beispiel «Heldentaten», S. 60; «sanieren», S. 84; «Kreuzweg», S. 142; «Bürgermeister», S. 145; «Wohnsitzberechtigte», S. 182), auf Orthografie-, Satz-, Tippfehler (zum Beispiel S. 15, 35, 44, 58, 66, 79, 142, 155, 157 und viele andere mehr), auf ungenaues Zitieren aus anderen Publikationen (zum Beispiel S. 75, 173, 188). Vor allem die deutschsprachige Literatur wird nur selektiv rezipiert (zum Teil bereits im Original von 2018); so fehlen beispielsweise einschlägige Veröffentlichungen von Francesca Falk, Ernst Halter, Angelo Maiolino, Eva Soom Ammann, Concetto Vecchio, aber auch für die Thematik wichtige Ausstellungskataloge wie *Nous, saisonniers, saisonnières... Genève, 1931–2019* und *Losanna, Svizzera*.

Das vorliegende Buch von Toni Ricciardi vermag die Erwartungen des Rezensenten nicht zu erfüllen – und das Desiderat einer «kurzen Geschichte» dieses hochrelevanten Themas nur insofern, als der Band lediglich rund 200 Seiten umfasst.

DAVID ZIMMER

**Wittenzellner, Jana und Franka Schneider (Hg.): Läuft. Die Ausstellung zur Menstruation. Begleitbuch.** Berlin: Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin, 2023, 87 S., Ill.

*Läuft. Die Ausstellung zur Menstruation* wird vom 6. Oktober 2023 bis 6. Oktober 2024 im Museum Europäischer Kulturen in Berlin gezeigt. Das schmale, von Jana Wittenzellner und Franka Schneider herausgegebene Begleitbuch fasst die zentralen Punkte und Befunde der Ausstellung zu dem immer noch oft genug verschämt behandelten, aber mehr als die Hälfte der Menschheit betreffenden Thema der Menstruation zusammen. Den beiden Herausgeberinnen war es von Anfang an mit der Ausstellung ein Anliegen, die Möglichkeit zu eröffnen, «über Menstruation zu sprechen» (S. 4).

Die letzten paar Jahre haben einen sogenannten Periodenaktivismus gesehen, wie die Kulturhistorikerin Camilla Mørk Røstvik schreibt, der einen Boost erlebte durch Social Media. Als eine Folge wurden in verschiedenen Ländern Gesetze verabschiedet, die den kostenlosen Zugang zu Hygieneartikel, Krankheitstage beziehungsweise Menstruationsurlaub und geringere Mehrwertsteuersätze für Menstruationsartikel durchsetzen.

Das aktuell kontrovers diskutierte Thema des Menstruationsurlaubs, dessen Kritik sich vor allem gegen das vorherrschende Bild der schwachen und wenig leistungsfähigen Frau richtet,<sup>11</sup> lässt sich mindestens bis in die 1870er-Jahre zurückverfolgen, und diente dazu die (bürgerlichen) Frauen als schwach festzuschreiben,

11 Vgl. für die Stadt Zürich Heusser, Isabel: «Ich habe die Nase voll davon, dass wir von Links-Grün immer in die Opferrolle gedrängt werden»: Ärger über Mens-Urlaub in Zürich. In: Neue Zürcher Zeitung, 1. 12. 2023, Zürich: Verwaltungsangestellte erhalten neu Menstruationsurlaub (nzz.ch), 15. 2. 2024.

um sie von Berufsarbeit und Studium fernzuhalten. Der historische Blick zeigt, dass der Diskurs über die Menstruation im Zusammenhang mit Diskussionen um Frauenrechte verstanden werden muss, die oft zu einer Verstärkung von Menstruationsmythen führten. So interessierte sich in den 1960er- und 1970er-Jahren die zweite Frauenbewegung für Fragen rund um die Periode. Zu dem Zeitpunkt kam auch vereinzelt die Verbindung zu Umweltschutzfragen auf. Menstruation kann als Thema der Nachhaltigkeit verhandelt werden, weil Wegwerbinden und -tampons einen gossen Abfallberg verursachen. Im Verlaufe der Menschheitsgeschichte stellt dieser Aspekt ein neues Problem dar, lösten doch erst ab der Mitte des 20. Jahrhunderts Wegwerfartikel selbstgemachte, wiederverwertbare Monatshygienearikel ab.

Das Begleitbuch enthält auch eine kurze Geschichte der weiblichen Unterwäsche von Ulrike Langbein, die mit verschiedenen Formen der Monatshygieneprodukte kontrastiert und ergänzt wird, die alle beide dazu dienen, das «Untenrum» und die Menstruation unsichtbar zu machen. Besonders eindrucksvoll illustriert die Bildstrecke von Seite 38 bis 61 den Wandel von Unterwäsche und Periodenprodukten von den 1880er- bis in die 2020er-Jahre. Wie sich Unterwäsche und Hygieneprodukte gegenseitig bedingen, wird einem beim Durchblättern sinnfällig vor Augen geführt. Die Vergangenheit erlebbar macht auch der Versuch, anhand von Schnittmustern von etwa 1900 «Wäsche für besondere Zeiten» (S. 62) nachzunähen. Wie der Versuch zeigt, ist uns heutigen Frauen die Verwendung dieser Menstruationsprodukte nicht immer mehr klar, weil sie sich deutlich von heutigen Hygieneprodukten unterscheiden. Passend dazu folgt ab Seite 66 eine Bildstrecke von aus heutiger Warte obsoleten Periodenartikeln wie Bindengürtel etc.

Eine Neuerung der letzten Jahre sind sogenannte Zyklus-Apps, die den menstrua-

len Zyklus beobachten und die fruchtbaren Tage dokumentieren helfen sollen, wie es Katrin Amelang in ihrem Essay verdeutlicht. Diese Apps schreiben einerseits die Bemühung den (menstruierenden) Frauenkörper zu kontrollieren fort, andererseits dienen sie den Frauen auch als Möglichkeit, ihren Körper und ihre Fruchtbarkeit durch die Beobachtung des Zyklus besser und intensiver kennen zu lernen.

Abgeschlossen wird der Ausstellungs-katalog mit Ausführungen zur Symbolik der Kröte von Emma Jelinski, die auf eine lange Geschichte als Verkörperung der Ge-bärmutter zurückblicken kann. Typischer Ausdruck davon sind Exvotos in Kröten-form. In neuerer Zeit wurde die Kröte einer queeren Umdeutung unterzogen.

Den Ausblick des Begleitbuches bilden kurze Texte zu Ausstellungsobjekten, als Beispiel sei eine skoltsamische Mädchen-kappe erwähnt, die gegen 1900 ihren Weg ins Museum fand, ohne dass den Sammlern bewusst war, dass es sich bei diesem Typ Kappe um ein Modell handelt, das ausschliesslich von jungen, aber bereits menstruierenden Mädchen getragen wurde. Wer die Trägerin war, lässt sich nicht mehr eruieren, aber das Museum ist bemüht, «den Objekten ihre Namen und ihre Ge-schichten zurück(zu)geben» (S. 83).

Mit *Läuft* liegt ein interessant gestalteter, mit viel Bildmaterial aufbe-reiteter und aufgelockerter, kompakter Ausstellungsband vor. Dem Begleitbuch gelingt es auf überzeugende Weise, die teilweise unbekannten, vergessenen und verdrängten Aspekte der Menstruation mit ihren Auswirkungen in Erinnerung zu rufen, indem deutlich wird, wie viele Bereiche des Alltags davon betroffen waren und sind. Weiter überzeugt der Begleitband durch seine schöne Gestaltung und reiche Bebilderung.

MERET FEHLMANN

## Eingesandte Bücher

- Ammerer, Gerhard, Michael Brauer und Marlene Ernst (Hg.): Bienen und Honig: Beiträge zu einer Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart (Gastrosophische Bibliothek, 8). Innsbruck: Studienverlag, 2023, 324 S., Ill.
- Bössenrodt, Noah: (Un)Fassbare Gefühle. Eine kulturwissenschaftlich-emotions-ethnographische Analyse des Teddybären (Materielle Kultur, 58). Oldenburg: Institut für Materielle Kultur, 2023, 66 S., Ill.
- Essner, Cornelia: Schädel, Steine und Studenten. Der vielschichtige Anthropologe Felix von Luschan (1854–1924). Berlin: Vergangenheitsverlag, 2023, 212 S.
- Habit, Daniel, Christiane Schwab, Moritz Ege, Laura Gozzer und Jens Wietzschorke (Hg.): Kulturelle Figuren. Ein empirisch-kulturwissenschaftliches Glossar. Festschrift für Johannes Moser (Münchener Beiträge zur Volkskunde, 49). Münster: Waxmann, 2023, 324 S.
- May, Sarah, Stephan Groth und Johannes Müske (Hg.): Morality as Organizational Practice Negotiating, Performing, and Navigating Moral Standards in Contexts of Work (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 6). Münster: Waxmann, 2023, 216 S.
- Pallestrang, Kathrin, Magdalena Puchberger und Maria Raid (Hg.): Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde, 2023, 175 S., Ill.
- Pont, Samuel und Nelly Valsangiacomo (Hg.): Wallis Sound System. Zeitgenössische alpine Klänge. Zürich: Hier und Jetzt, 2024, 200 S., Ill.
- Schiedt, Hans-Ulrich: Auf den Spuren der Arbeitstiere. Eine gemeinsame Geschichte vom ausgehenden 18. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zürich: Chronos, 2024, 350 S., Ill.
- Seiler, Stefan: Die Seiler-Saga. Eine Hintersfamilie prägt den Tourismus im Oberwallis. Zürich: Hier und Jetzt, 2024, 280 S., Ill.
- Valsangiacomo, Nelly und Jon Mathieu (Hg.): Paysages sensibles. Toucher, goûter, sentir, entendre, voir les Alpes. Lausanne: Antipodes, 2023, 120 S.
- Wittenzellner, Jana und Franka Schneider: Läuft: die Ausstellung zur Menstruation. Begleitbuch (Museum Europäischer Kulturen, 26). Berlin: Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin, 2024, 89 S., Ill.

Stand 28. Februar 2024